

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 22

Artikel: Annas Irrwege [Schluss]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Pfingsten. Von Alfred Huggenberger.

Das ist des Jahres hohe Zeit,
Wenn leis aus Frühling Sommer wird;
Es ist mit eins zum Ernst bereit,
Derweil sein Kleid noch bunt geziert.

Sahst du die Maid, den Kranz im Haar,
Hinschreiten an des Liebsten Hand,
Die Augen, kinderfromm und klar,
Zur Ferne fragend schon gewandt?

„Gott — lass den Anger ewig blühn!“
Singt mancher Mund in lieber Not;
„Der Buchen junges Blättergrün
Ist unsrer Seelen Licht und Brot.“

O warte, bis der Sommertag
Aus seines Morgens Tiefe steigt!
O warte, bis dem Wachtelschlag
Das goldne Aehrenfeld sich neigt!

Erfüllung ist des Wunders Sinn.
Hast du der Mutter Glück erlauscht,
Die, reich an seligstem Gewinn,
Mit ihrem Kindlein Liebe tauscht?

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

22

Ich ging am nächsten Morgen ins Geschäft, Ernsts Brief in der Tasche, ohne noch meine Antwort zu wissen. Ich nähte an den Konfirmandenaufträgen, blendende, halb-große Wäschestücke mit Fältchen und Spitzchen, mit rosa, mit himmelblauen Seidenbändern durchzogen, und ich dachte, abirrend von dem was mich quälte: wie sehen die Mädchen aus, die das tragen? Haben sie eine Mutter, die sich an ihren kleinen Eitelkeiten mit ihnen freut, oder sind sie allein wie ich mit fünfzehn, als die unbekannte Zukunft Ahnung in mir wurde? Und ich dachte weiter, was wohl aus mir geworden, wenn ich eine Mutter gehabt, begnadet mit der Gabe, mir in der Seele zu lesen und mich zu leiten mit Einsicht?

Ich betrachtete den sicheren Gang des Seidenbändchens, das ich in das Wäschestück einzog, und mir war, als müsse das vor den Augen meines Herzens ein so sicherer Weg auftauchen. Da unterbrach mich die Direktrice: Herr Wnh wünsche mich zu sprechen. Ich stieg hinan und wurde für zwei Uhr nachmittags in seine Villa bestellt.

Es war ein großer Augenblick, in dem mir mein Chef die Aufgabe und die blitzende neue Maschine, auf der noch niemand gearbeitet hatte, anvertraute. Wie ein Minister in Geheimkabinett seines Königs, so saß ich in dem lichten,

mit hellen Musselinvorhängen freundlich dreinschauenden Zimmer und nähte, daß mir der Kopf rauchte.

Kurz nach 6 Uhr, als ich das Tagewerk beendet, die Nadel durch ein Fetzchen Stoff stecken ließ, damit mir am nächsten Morgen ja kein Deltropfen meine so äußerst wichtige Arbeit verdürbe, als ich dann seufzend nach dem Brief in meiner Tasche griff: heute noch muß ich die Antwort finden —, da öffnete sich die Tür, und eine Schale bunter Früchte im Arm, trat die Frau des Hauses zu mir herein. Sie war schwächlich und trug eine Brille. Sie sagte: „Gewiß stärken Sie sich gern ein wenig nach der strengen Arbeit und vor Ihrem langen Weg.“ In ihrer Stimme waren die Wälder und Wiesen meiner Heimat, ich suchte bewegt ihre Augen. Wir erkannten uns augenblicks. „Anna Keller, — also doch diese Anna Keller, die ich kenne“, rief sie freudig, und ich stand beklommen und flüsterte: „Fräulein Bächthold.“

„Wie schön, daß die beste Näherin meines Mannes eine Schülerin von mir ist — wie töricht von mir, nicht früher nach Ihnen gefragt zu haben! Doch nun dürfen Sie mir nicht fort; — ich bin heute allein, sagen Sie ja, bleiben Sie zum Nachtessen bei mir. Oder erwartet Sie jemand zu Haus?“

„Nein“, sagte ich, „niemand erwartet mich“, und ich stand mit der Last meiner Vergangenheit, mit meiner unsicheren Zukunft so heklommen vor ihr wie damals als dummes Kind. Und wußte ich denn im Grunde mehr als damals? Je mehr ich erlebt hatte, desto schwerer war es mir geworden, mich von dem zu reinigen, was nicht zu mir gehörte. Gewiß, meine Kräfte waren gewachsen, aber wuchs nicht mit ihnen mein Wollen, und war heute das Nichtwissen meines Weges nicht ebenso drückend wieder wie am ersten Tage, da ich ihn suchte?

Frau Wnh legte ihren Arm um meine Schulter. „Kommen Sie, Anna, wir wollen es uns behaglich machen. Ihre Augen haben manches eingefangen, und doch sehe ich den alten Glanz darin, mit dem Sie mir damals ein Unrecht frei bekantten. Ich habe Sie lieb behalten seit jenem Augenblick.“ —

Sie lächelte. Ein Schein gesuchten Glückes umhüllte mich warm. War das nicht endlich die lebendige Mutter, die ich suchte, die mein Herz in ihre Hände nehmen würde?

Wir ließen uns zum Nachtmahl in einem schön eingerichteten Raum nieder und erzählten uns allerlei äußere Begebnisse mit Rücksicht auf das bedienende Mädchen, das die Platten herumgab. Dann aber führte Frau Wnh mich in ein kleineres Zimmer, mit Büchern und Bildern, persönlich ihr angehörend.

Dort erzählte ich, was zu gestehen ich ihr schuldig war, sagte, wie ihr reines Bild mich begleitet und in meiner schwersten Stunde mich zum Leben zurückgeführt. —

„So muß es mir geschehn“, sprach Frau Wnh bewegt, „daß die Wahrheit meiner langgehegten Ahnung sich mir schmerzlich bestätigt. Wie flammte mein junges Herz, mich für die Menschheit dahinzugeben, indem ich ihre Jugend erzog. Zu gering schien mir der Wirkungskreis, den ich in der Familie finden konnte, es trieb mich hinaus in eine weitere Welt, dort wollte ich wirken, denn ich fühlte eine Kraft in mir und hielt sie für des Menschen Ewigkeit: den Glauben an das Gute und Große in anderen zu wecken und zu stärken durch das, was wir sind und leben. Ich bin meiner Aufgabe nicht treu geblieben, habe das schwerste, mich selbst vergessen um meiner Sache willen, nicht zustande gebracht. Es lockte mich das eigene Glück, die Ruhe, das Geborgensein. So gab ich nach jahrelang währendem Kampf dem Drängen meines Gatten nach, der mich schon begehrte, ehe ich mein erstes Lehrerinnenamt antrat.“

Wie klein war meine Vorstellung der großen Sache, die ich unternommen hatte. Nach Höchstem soll nur greifen, wer diesem Höchsten sich anvertraut, ohne Vorbehalt, ohne täglichen Lohn. Anna, das Bild, das Sie in sich tragen, ich habe es nicht gelebt.“

So tief drang das Geständnis dieser lieben aufrichtigen Frau in mich ein, daß ich keine Antwort fand. Erschüttert beugte ich mich auf ihre Hand herab und küßte sie. Dann nahm ich Abschied und kam auf die Brücke, die meine Verzweiflung getragen noch vor kurzer Zeit. Ich hörte den Fluß unter mir rauschen, geduldig und seinem Laufe getreu, lebendig und seines Weges fraglos sicher. Ich bog mich über seine Wellen und sprach jubelnd und hingegeben: „Auch ich fühle wie du größere Wasser vor mir, denen ich zustreben muß. Die Welt soll mich nicht

flauen und zu einem Tümpel machen; ich will sie tragen, soviel meine Breite, mein Wellenfluß vermag. Und ich gelobte dir, mein Andreas, in meinem Schoß: ich will den Namen der Mutter wieder zu Ehren bringen, soweit es bei mir steht.“

So fand ich, heimgekehrt, das leere Blatt auf meinem Tisch, Tinte und Feder daneben. Und ich schrieb:

„Ich schäme mich meines Zornes und meiner Eifersucht und bitte Dich, vergib sie mir.“

Ich liebe Dich mehr als meine Ehre vor der Welt und mehr als meines Leibes Leben, das weißt Du. Aber mehr als die Wahrheit dessen, was ich als neues Leben in mir fühle, kann ich Dich nicht lieben. Drum sei Du Deines eigenen Wunsches und Willens in Dir sicher, ehe Du wieder zu mir kommst. Ich verlange von Dir: Gehe zu Frau Hüppi! Wenn sie Dich dazu vermag, bleibe bei ihr. Ich warte auf Dich solange ich lebe. Sobald Du weißt, daß Du stärker bist als sie und alles, was Dich in die Welt lockt, die sie geschickt und klug beherrscht, komme zu mir. Denn von einer Frau Hüppi kann keiner den anderen befreien. Wer es nicht selber fertig bringt, dem hilft niemand dazu.“

*

„Und der Vater kam zu Dir!“ rief Andreas aufspringend. „Eines nur sollte mich wundern — wenn ihn nämlich die Hüppi Dir gutwillig überlassen hätte!“

Das ist vielleicht das Merkwürdigste, und noch eine kleine Geschichte für sich, nahm Frau Anna noch einmal das Wort.

Dein Vater ging, nachdem er meinen Brief erhalten, zu Robert Hüppi, um ihm zu sagen, daß er auf Frau Marga verzichte. —

Aber was erfuhr er dort? Daß es überhaupt nicht Frau Marga gewesen, sondern er, Hüppi, der die Scheidung beantragt hatte, und zwar schon zur Zeit, in der Ernst sich noch im Gefängnis befand. Frau Margas allzu kühn gewordene Schwindeleien waren durch Ceromsky vor seiner Abreise nach Galizien zutage gekommen, und der mir diktierte Brief war es vor allem, der Hüppi außer Rand und Band gebracht hatte. —

Nach dieser Auskunft stürmte Ernst zu Frau Hüppi. Er bekam einen Zornanfall über ihre Gemeinheit und warf ihr all ihre eben vernommenen Sünden vor. Sie aber blieb königlich stolz und sicher, kannte sie doch meines Geliebten Leidenschaft. Sie lachte über Hüppis Worte, die Ernst ihr wiederholte, sie verteidigte sich gegen alle Vorwürfe mit der Auslegung ihres eigenen Triebes.

Noch einmal holte sie alle Klugheit, die tollsten Einfälle hervor, um mich zu verdächtigen, mein Wunschen und Wollen in ihre Welt hineinzuversehen und so über mich zu triumphieren.

Da reichte ihr Ernst stumm meinen Brief, und vor diesem Blättchen sah er sie erblaffen. Sie schwankte, sie wurde unsicher, und das, was noch nie jemand von ihr gesehen, sie geriet in Zorn. Sie zerriß das Papier in Fetzen und trat darauf. Und sie rief: „Nun sehe ich, diese Anna ist groß in der Erfindung wahnsinnigster Lügen. Ihre Perfidität kennt keine Grenzen!“



Frühmorgens im Klöntal.

Dann aber, ihres Zornes sich schämend, mit dem süßesten Lächeln: „Oh, du Armer, wie sollst du dich in den Maschen solcher Netze zurechtfinden?“

Nun brauste hoch meines Geliebten Wahrhaftigkeit. Vor meiner Feindin erklärte er seine unerschütterliche Liebe zu mir und darauf verlieb er sie.

*

Lange schwiegen Mutter und Sohn. Plötzlich fuhr Andreas wie aus einem Traum in die Höhe und rief: „Was für ein Weib!“

„Ja“, sagte Frau Anna, sie schien alles für sich zu haben: ewige Jugend und Stärke, Schönheit und unbegrenzte Macht. — Nach wenigen Tagen aber erfuhren wir ihren Tod, er war tragisch und komödiantenhaft. Bardelli hat ihr, wie der betrogene Liebhaber der Bühne, auf offener Straße sein Dolchmesser in den Rücken gerannt, in jenem Augenblick, in dem er fürchtete, sie würde sich durch ihre Abreise mit Ernst für immer seiner Liebe und Rache entziehen, vielleicht gerade in dem Augenblick, in dem sie sich, von allen anderen verlassen, ihm als letzte Rettung wieder zugewandt hätte!

Die Leute sollen um ihren toten Körper gestanden haben, um trotz dieses gewaltigen Todes, Tränen über ihre Schönheit zu vergießen, und auch ich konnte mich kaum der Trauer erwehren. Sie war meine Feindin gewesen, ich hatte ihr inbrünstig den Tod gewünscht, aber in jener Stunde, als sie von ihm überwunden war, wie sollte ich da nicht wieder ihrer Anmut und Lieblichkeit gedacht und jenes Abends mich erinnert haben, da sie mit leichtsinnigem

Lächeln mich betörend, nach dem Geheimnis der Schönheit, des Todes und der Trauer gefragt hatte, ohne sich je um die Antwort zu kümmern. Ich war betrübt, daß sie auf diese Weise vernichtet wurde, durch die Hand eines, der nichts weiter von ihr wußte, als die Erbitterung über sein eigenes kleines Schicksal in ihr. Man nahm ihn fest und er endete im Irrenhaus.

*

Andreas seufzte tief und sprach: „Viel hast du erlitten und erduldet, Mutter, und vieles weißt du. Wem könnte ich besser meinen Schmerz sagen als dir? Doch eines hast du nie erfahren können, das was es für einen kraftüberschwänglichen Mann heißt: stille zu halten, zu warten, zu entbehren —.“

Frau Anna schwieg. Sie dachte an das, was sie ja allzugut wußte: wie keiner dem anderen sein Leztes sagen, keiner dem anderen den Glauben einflößen kann, daß er sein Leztes versteht.

Sie nahm ihres Sohnes Hände in die ihren. Er entzog sich ihren gütigen und klaren Augen nicht mehr. Er sah in ihr liebes beruhigtes Angesicht und sprach: „Verzeih mir, Mutter, ich will schaffen und leben!“ Und Frau Anna erwiderte sein Versprechen mit dem Druck ihrer Hände ohne ein weiteres Wort.

*

So blieben sie noch eine Weile stumm beieinander, umdrängt von den Gestalten der Erzählung, bis auch diese unmerklich sich lösten in Gedanken, welche sie leicht und

leichter umschwebend Eines wurden, versöhnt in der nieder-sinkenden Dämmerung.

Mutter und Sohn empfanden wie noch nie diesen Zwischenraum, der den Sonnenuntergang von der Dunkelheit trennt. Alle Kreaturen fühlen sich in ihm der Wirklichkeit am fernsten, denn der Tag ist hinübergegangen, die Nacht noch nicht Vollkommenheit geworden: es ist die eigentliche Stunde der Erdensehnsucht nach ihrer ewigen Bestimmung.

— Ende —

Ein authentisches Bild Christi?

Wir haben in unserer Nr. 38 von 1932 einen Aufsatz unseres Mitarbeiters, W. May, gebracht, der sich mit der menschlichen Gestalt Christi auf Grund kunstgeschichtlichen Materials befaßte. Dazu sendet uns der Verfasser heute folgende Mitteilung. Die Red.

In dem seinerzeitigen Aufsatz habe ich mich damit befaßt, das körperliche Aussehen des Mensch gewordenen Heilands an Hand von kulturhistorischen Notizen und kunstgeschichtlichem Material zu rekonstruieren und zugleich einen Rückblick auf die Entwicklung der frühen Christusdarstellungen zu geben.

Heute erhalte ich von befreundeter Seite den Prospekt eines ernst zu nehmenden englischen Verlages, der in einem demnächst erscheinenden Buche nichts weniger verspricht als eine authentische „Photographie“ Christi. Die Nachricht klingt zunächst ungläublich, aber was die Verfasser des Werkes, Herr Kasimir de Proszynski und Mr. Schönfeld, einem Interviewer des „Evening Standard“, also ebenfalls einer ernst zu nehmenden englischen Tageszeitung, über das Zustandekommen dieser „Photographie“ berichteten, hat immerhin den Stempel der Möglichkeit für sich.

In Turin befindet sich eine Reliquie, die als das Leichentuch gilt, in das Christus nach der Abnahme vom Kreuze gehüllt worden war. Die Reliquie selbst hat eine reiche, urkundlich belegbare Geschichte. Der Ueberlieferung zufolge wurde das Tuch zunächst von Petrus aufbewahrt. Während der Christenverfolgungen der römischen Cäsarenzeit verschwand es dann in ein Kataombenversteck und tauchte von da erst im 4. Jahrhundert wieder auf. Schon damals sollen undeutliche Abdrücke eines Körpers auf dem Tuche bemerkt worden sein. Es kam nach Jerusalem, wo es das Wallfahrtsziel zahlreicher Pilger wurde und der Anlaß hoher Ehrungen. Als dann die Mohammedaner das Heilige Land eroberten, brachten sie die Reliquie nach Konstantinopel in Sicherheit, wo sie in einer der kaiserlichen Schatzkammern aufbewahrt wurde. Bis zum 13. Jahrhundert lag nun das Tuch in seinem Versteck, bis sich bei der Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer ein französischer Ritter de Charny seiner annahm und es, in die Heimat zurückgeführt, der seinen Gütern benachbarten Abtei Lirey überließ. Dort blieb es bis zum Brande der Abtei, wobei das Feuer einen Teil des Tuches zerstörte und den Rest dem Zerfall nahebrachte. Es wurde jedoch wieder gereinigt und zusammengesetzt. Nach der Feuersbrunst brachten die Mönche von Lirey die hohe Reliquie in ihr Mutterhaus nach Turin, wohin sie, da an einen Wiederaufbau des Klosters zunächst nicht zu denken war, zurückberufen worden waren. Das Turiner Kloster übergab die Reliquie der Obhut des mächtigen Adelsgeschlechtes der Herzöge von Savoyen, da sie sie infolge der unsicheren Zeiten innerhalb der Klostermauern nicht sicher fühlte. Von dort kam das Tuch in den Besitz der Kathedrale. Das Tuch wird heute in einem überaus kostbaren Schrein verwahrt, der aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt, der selbst wieder in einer schweren Kuchholz-

truhe verschlossen ruht. Die Truhe liegt in einem festen und trockenen unterirdischen Gewölbe des Doms, das nur mit mehreren Schlüsseln zugleich geöffnet werden kann und dessen Lage übrigens nur den Eingeweihten bekannt ist. Die Teilschlüssel befinden sich in Händen verschiedener geistlicher Würdenträger; einen von ihnen verwahrt der König von Italien. Die Reliquie wird, ihrer großen Kostbarkeit halber und auch wegen ihres Zerfallzustandes, alle dreißig Jahre nur einmal öffentlich gezeigt; das letzte Mal im Jahre 1931.

Bei letzterer Gelegenheit verfertigten die Verfasser eine Aufnahme der Reliquie, wie sie angeben, ohne besondere Absicht. Obwohl nun schon lange bekannt war, daß sich auf dem Tuche undeutliche Abdrücke eines Körpers befinden sollten, war man doch überaus überrascht, als sich bei der Entwicklung der Platten auf diesen ein positives Bild abzeichnete, dessen Einzelheiten deutlich erkennbar blieben.

Der Körper war demnach, im Zustande der Starre und Zerrung durch den Hang am Kreuz etwa 1,75 Meter groß. Gesicht und Körper zeigen deutlich die Merkmale der erlittenen Marter, was ihren Vergleich mit den Bildern der verschiedenen „Schweistücher der Veronika“ erschwert und zu keinem Resultat gelangen läßt. Die Nase scheint gebrochen zu sein und die Stirne zeigt deutlich Spuren genommenen Blutes. Die Eindrücke der „Dornenkrone“ unterstützen die bereits öfter aufgestellte Vermutung, daß unter der „Dornenkrone“ in Wirklichkeit ein eisernes Folterinstrument von ungefährer Form zu verstehen sei, das bei der Tortur auf den Kopf des Gefolterten gepreßt wurde und die Kopfhaut des Gefolterten abschürfte. Solche Abschürfungen glauben die Autoren auf dem Bilde sogar deutlich erkennen zu können.

Der Körper zeigt zahlreiche tiefe Spuren von Geißelhieben, die darauf hinweisen, daß sie durch Anwendung der bei den Römern üblichen Peitsche entstanden seien, an deren Ende sich metallene Knöpfe befanden. Im übrigen sind weite Teile des Abdrucks nicht mehr deutlich, was auf die Verbrennungen und Versengungen des Tuches bei dem Brande der Abtei Lirey zurückzuführen ist.

Unterstützt von zahlreichen namhaften Gutachtern und Wissenschaftlern untersucht Mr. Schönfeld die Frage, wie dieser Abdruck zustande gekommen sein mag und kommt zu dem immerhin im Bereiche der Denkbareit liegenden Resultat, daß auftretende Ammoniakdämpfe in Verbindung mit den Gewürzen und Spegereien, die sich an dem Tuche befanden, eine chemische Reaktion hervorgerufen hätten, die etwa der Entwicklung einer photographischen Platte gleich vorgestellt werden könnten.

Das auf diese Weise auf dem Tuche zustandegekommene undeutliche Negativ wies bei der Betrachtung des Tuches mit bloßem Auge natürlich kein erkennbares Bild auf. Erst auf der Platte der Kamera erschien es dann als Positiv und war nunmehr ohne weiteres als photographisches Bild sichtbar.

Die Geschichte des Buches ist also eine sehr seltsame und nicht jedermann wird das auch glauben, was der Prospekt verspricht, selbst wenn schon die zahlreichen englischen spiritistischen, occultistischen und theosophischen Clubs mit einer Reihe anderer Entstehungstheorien aufwarten.

Das Buch ist bis heute nicht erschienen. Fragen der Approbationserlangung und die vorherige Interessennahme einer vom Vatikan ernannten Studien- und Untersuchungskommission sollen den buchhändlerischen Verkauf des Werkes auf kurze Frist noch hinausgeschoben haben und die Verfasser sollen, um ganz sicher zu gehen, ihre Einwilligung dazu erteilt haben. Dieses Frühjahr sollte es dem Buchhandel übergeben werden und zugleich in französischer und deutscher Sprache vorbereitet werden.

Es ist daher noch nicht an der Zeit, sich heute schon ein Urteil über das Werk und seine Behauptungen zu bilden. Auch nach der Veröffentlichung werden vorerst die Sachleute und Wissenschaftler noch das Wort dazu ergreifen